

Nr. 32. Bromberg, den 5. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von **Hans Schulze.**

(15. Fortsetzung.)

Seit Stunden schon hatte der Breslauer Nachtzug das Häusermeer Berlins wieder verlassen, und noch immer wanderte Sibylle unablässig auf dem schmalen Seitengange ihres D-Wagens auf und nieder.

Lisbeth hatte ihr in dem für sie reservierten Abteil erster Klasse mit seidenen Kissen und einer Reisedecke ein behagliches Nestchen hergerichtet, doch die innere Spannung ihres Wesens war so groß gewesen, daß sie es kaum fünf Minuten lang in einer liegenden Stellung ausgehalten hatte.

In bleierner Trägheit schlich die Zeit dahin, indes die endlose Ebene des Ostens lichtlos, farblos, von den grauen Wolkengeschieben des düsteren Himmels wie erdrückt, in grenzenloser Einförmigkeit an der einsamen Frau vorüberfloß.

Die Aussprache mit dem scharfsinnigen kleinen Juristen hatte ihr ihre ganze Lage noch einmal mit unerbittlicher Klarheit vor Augen geführt.

Sie stand und fiel mit dem Testament.

Wie sie auch sann und sich den schmerzenden Kopf zermarterte, immer wieder stieß sie auf dasselbe unlösbare Rätsel: Niemals gab es für sie Ruhe und Frieden, ja überhaupt nur die Möglichkeit eines kleinsten befreienden Entschlusses, solange sie das verhaßte Testament nicht in ihren Händen wußte.

— — —

Mit einem tifen Seufzer wandte sie ihren Blick aus dem Dunkel des Wagens wieder dem Fenster zu, durch dessen trübbeschlagene Scheiben jetzt ein lichterer Schein als der erste Vorbote des grauenden Tages hereingrüßte.

Allmählich umwuchs die rötliche Helle den ganzen Ring des Horizonts.

Und plötzlich schoß ein fächerartiges Strahlenbündel, feurigen Pfeilen gleich, in die Nebeldünste des östlichen Himmels, und die aufgehende Sonne erhob ihr glührotes Antlitz über der Randlinie der schlummernden Landschaft.

In dumpfer Ratlosigkeit sah Sibylle in den lohenden Purpurstrom, der jetzt über die feuchten Wiesen und Moorgründe zu ihr herüberfloß.

Durfte sie diesen ersten Gruß der Sonne nach langer Regennacht als eine Vorbedeutung nehmen, die dem Vertrauen auf eine glückvollere Zukunft Raum gab?

Es legte sich auf einmal wie ein Schleier vor ihre Augen.

Sie fühlte sich bis in den Kern ihres Wesens erschüttert; in ihrer Seele war eine tiefe Zerrissenheit, eine abgründige Kluft, und jenseits, endlos weit hinter dieser Kluft, fern, fern von ihr in Weltenweite lag das Land der Ruhe, des Glücks.

Das Land, das ihr in ihrer heißen Sehnsucht für immer unerreichbar schien! — —

— — —

Die Morgensonne spielte mit huschenden Goldlichtern anmutig über den blütenweißen Damast des Siebenlindener Kaffeetisches, als Fräulein Sperling mit wehenden Haubenbändern auf die Gartenterrasse heraussegelte und unter dem Heißwasserkessel das Spiritusflämmchen entzündete.

Aus der Giebelstube der Knauffschen Mädel klang lustiges Lachen und Sprechen.

Die kleine Eva stand in ihrem frischgestärkten Unterrock an dem weitoffenen Fenster und ließ sich in wohligem Erschauern den herbfrischen Hauch des Morgens um die bloßen Schultern rieseln, während Else bereits ihr sonntägliches Mullkleid mit den blauen Schleifen übergestreift hatte und vor dem Spiegel noch einmal die widerspenstigen, schweren Haarflechten mit der Bürste bearbeitete.

„Beeile dich etwas, du Weißgewaschene!“ mahnte sie die Schwester. „Sonst bezaubert dir Fräulein Sperling noch deinen Walter! Da kommt der Herrlichste von allen übrigens gerade über den Hof. Und er hat zur Feier des Tages gleichfalls sein weißes Kleid angezogen!“ — —

Fünf Minuten später schwebten die beiden jungen Mädchen Arm in Arm wie eine duftige Wolke durch das dämmerige Helldunkel der fliesengedeckten Hausdiele, von Evas Zwergteckeln Max und Moritz mit betäubendem Gekläff empfangen.

„Ruhig, ihr freches Gesindel!“ schalt die kleine Herrin, die sich in ihrer Feiertagsherrlichkeit der stürmischen Zärtlichkeit ihrer Lieblinge kaum erwehren konnte. „Springt lieber den feinen weißen Kavalier dort drüben an!“

„Guten Morgen allerseits!“ schloß sie, vor Fräulein Sperling in einem tiefen Hofknicks zusammensinkend. — —

„Für Leib und Seele ist unter diesem gesegneten Himmel wirklich überreich gesorgt!“ sagte Walter, als man dann einträchtig und tatenhungrig um die lockenden Herrlichkeiten des Kaffeetisches saß. „Wer hätte diesen strahlenden Sonntagmorgen nach dem Regengrau des gestrigen Tages erwartet!“

„Sie sind heute ja so poetisch aufgelegt!“ bemerkte Eva spöttisch. „Nehmen Sie lieber etwas von Fräulein Sperlings Trüffelleberwurst. Der Landwirtschaft tat dieser Regen schon lange dringend not!“

„In landwirtschaftlichen Fragen, mein gnädiges Fräulein, beuge ich mich bedingungslos Ihrer höheren Einsicht! Trotzdem erlauben Sie wohl, daß ich die Sonne von Siebenlinden noch einmal besonders begrüße!“

„Werden wir heute wieder den Vorzug Ihrer Gesellschaft haben?“ erkundigte sich jetzt Else mit leisem Erröten. „Oder sind Sie schon zum Hofdienst auf das Schloß befohlen?“

„Die schöne Sibylle ist ja in Berlin!“ warf Eva ein. „Da wird er sich also wohl mit uns begnügen müssen!“

„Begnügen ist sicher nicht der richtige Ausdruck!“ gab Walter liebenswürdig zurück. „Auch befinden Sie sich im Irrtum, Fräulein Evchen. Die Frau Baronin ist bereits wieder im Lande. Unser Hofverwalter ist ihrem Auto gegen Morgen auf der Chaussee begegnet!“

„Dann kommen Sie doch mit uns zur Kirche!“ schlug Eva vor. „Frau Pastor Gürtler hat ja heute Geburtstag. Da sind wir vom Großvater zum Ehrengottesdienst nach Neudietersdorf befohlen worden. Ihnen würde eine kleine Läuterung Ihres inneren Menschen bestimmt auch nichts schaden!“

„Davon bin ich überzeugt, Fräulein Evchen. Ich habe hier aber schließlich auch noch eine Nebenbeschäftigung und muß vormittags Herrn Dr. Hauffe noch ganz dringend sprechen. Wir haben uns nach dem holländischen Garten verabredet. Und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir Ihre „Nixe“ zur Überfahrt leihen wollten.“ — —

Eine halbe Stunde später saß Walter im Boot und trieb gemächlich auf die Lichtung der holländischen Einsiedelei zu,

die wie eine goldige schimmernde Schale in den Kranz der dunklen Uferwälder eingebettet lag.

Wie lustige Bänder zogen sich die bunten Blumenrabatten durch das satte Rasengrün, flohen einander und suchten sich wieder, um endlich in kunstvollen Verschlingungen um den schmalen, weißen Leib einer marmornen Sphinx zusammenzufließen, die von ihrem verwitterten Sandsteinsockel mit kalten Augen lauernd herüberblinzelte.

Die Sonne goß einen ruhevollen Glanz um die stumpfen roten Ziegelkuppen und die zierlichen Giebelmedaillons der Orangerie.

Eine Pfauhenne lief mit ihrem kleinen, grauen Kükenvolk eilfertig pickend um die grellgetünchten Kübel mit den dicken, runden Igelköpfen der Oleanderbäume, die die lange Reihe der blinkenden Fenster in regelmäßigen Abständen feierlich zopfig flankierten.

Ein Gärtnerbursche in blau und weiß gestreifter Jacke kam in diesem Augenblick mit einem Arm voll blühender Topfpflanzen den Garten entlang.

Walter rief ihn an und erfuhr, daß der Baron von Rhaden, bei dem der junge Mensch eine Art von Dienerstelle versah, gleich nach dem Frühstück mit seinem Motorrad nach Bad Neudietersdorf gefahren sei.

Ein paar Minuten lang stand er dann unschlüssig, ein seltsam lockender Gedanke war auf einmal in ihm wach geworden, die Abwesenheit des Fliegers zu einer kurzen Durchsuchung seiner Wohnung auszunutzen.

Die Tür des kleinen Vorsaals war nur angelehnt, auch die übrigen Räume erwiesen sich mit ländlicher Sorglosigkeit als unverschlossen.

Im Wohnzimmer lag auf dem Arbeitstisch eine kurze Notiz über eine Motorkonstruktion.

Ein kurzer Blick sagte Walter, daß die charakteristische Handschrift der Aufzeichnung mit den Schriftzügen der von Klaus zusammengestellten Briefreste unwiderleglich zusammenstimmte.

Nebenan im Schlafzimmer hing hinter der Tür eine Anzahl von Kleidungsstücken, Lederjoppen, Breeches, Anzüge und Mäntel.

Mit ein paar raschen Griffen prüfte er den geringen Bestand durch.

An einem grauen Sportsakko fehlte ein Knopf, der Stoff war an der Nahtstelle lochartig ausgerissen, als ob der Knopf mit großer Gewalt abgesprengt worden sei.

Im nächsten Augenblick hatte Walter seine Brieftasche gezogen und den Steinnußknopf ausgewickelt, den der Hegemeister unter der Wildkanzel gefunden hatte.

Er stimmte genau zu der unvollständigen Knopfreihe des beschädigten Jacketts.

Unwillkürlich atmete der junge Maler tiefer.

Es konnte nach dieser Entdeckung nicht zweifelhaft sein, daß Kurt von Rhaden den Knopf im Walde verloren hatte.

— — —

In nachdenklichem Sinnen trat Walter aus der Gruftkühle der Orangerie endlich wieder in den Garten hinaus, aus dem ihm die sonnendurchglühte Luft wie eine heiße Lohe entgegenschlug.

Unter einem alten Tulpenbaum, dicht am Wasser, saß Klaus schon wartend, und Walter berichtete ihm in seiner knappen, sachlichen Art über die Gesamtheit seiner ganzen letzten Entdeckungen.

Klaus, der seinen Worten mit wachsender Spannung gefolgt war, sah lange in die Weite des Sees hinaus, auf dem ein leiser Wind jetzt tausend kleine Wellen wie silberne Flämmchen aufzucken ließ.

„Wir müßten eigentlich sofort das Gericht verständigen und das Paar verhaften lassen," sagte er endlich in mühsam verhaltener Erregung.

Walter bewegte abwehrend die Hand.

„Nicht so hitzig, Klaus. Mit dem Kopf können wir nicht durch die Wand. Sage selbst, was wäre mit einem rücksichtslosen Vorgehen gewonnen. Denn noch fehlt uns ja das wichtigste Beweisstück, das Testament selbst."

„Das verstehe ich nicht," war die unwillig erstaunte Antwort. „Ich meine doch, daß du als ein einwandfreier und vollgültiger Zeuge anzusehen bist."

„Gewiß, lieber Junge. Aber selbst, wenn mein Zeugnis über die nächtliche Unterredung in der Orangerie, die doch immerhin eines gewissen romantischen Beigeschmacks nicht entbehrt, zum Beweis der Testamentsunterschlagung ausreichen sollte, so kann doch das Erbrecht Fräulein Lores nur durch das Testament selbst geltend gemacht werden. Wer aber bürgt uns dafür, daß die Schuldigen im Falle eines gerichtlichen Einschreitens das kostbare Dokument, dessen Verwahrungsort uns ja völlig unbekannt ist, nicht noch im letzten Augenblick vor unserem Zugriff vernichten?"

„Lore bedarf dieser ganzen Erbschaft nicht. Ich bin reich genug, sie voll dafür zu entschädigen."

„Das bezweifle ich nicht! Andererseits ist meines Wissens aber deine Stellung zu Fräulein Lore noch keineswegs so weit geklärt, daß du berechtigt bist, über ihren Kopf hinweg Verfügungen zu treffen, die gegebenenfalls ihre eigensten Interessen auf das schwerste gefährden können. Oder hat vielleicht schon eine entscheidende Aussprache zwischen euch beiden stattgefunden?"

Ein jähes Rot flammte Klaus bis in die Schläfen.

„Bis jetzt leider noch nicht! Ich habe Lore ja seit Tagen kaum mehr zu Gesicht bekommen. Die Gräfin ist leidend und nimmt sie dauernd so in Anspruch, daß sie nicht einmal mehr zu den gemeinsamen Mahlzeiten erscheint. Die ganze gesellschaftliche Ordnung im Schloß ist überhaupt wie gesprengt. Es liegt für mein Gefühl irgend etwas Unheimlich-Drohendes in der Luft!"

„Nun, vielleicht ergibt sich für dich heute auf dem Geburtstage von Frau Pastor Gürtler Gelegenheit zu einer Aussprache! Im übrigen teile ich durchaus deine Ansicht, daß die Stimmung in unserem engeren Kreise in letzter Zeit recht gespannt geworden ist und zu einer Entladung drängt. Schon darum müssen wir aber um so mehr auf der Hut sein und dürfen vor allem auch unser eigentliches Ziel nicht aus dem Auge verlieren. Daß der Tod des alten Barons von Rhaden mit der Testamentsunterschlagung im Zusammenhang steht, wird mir leider allmählich immer wahrscheinlicher, obwohl ich einem so entsetzlichen Verdacht bisher kaum nachzugehen gewagt habe. Von einem schlüssigen Beweis kann aber trotz allem noch nicht die Rede sein!"

(Fortsetzung folgt.)

„Zum ersten, zum zweiten und zum —"

Von Fritz Müller.

Nach zehnjährigen treuen Diensten ächzte mein Schreibtischsessel auf und war kaput. Flicken lohnte nicht mehr, also einen neuen. Neue aber waren unerschwinglich. —

„Weißt Du was," sagte meine Frau, „wir steigern einen." — „Aber ich habe keine Ahnung von der Technik." — „Hm, ich auch nicht, schau im kleinen Meyer nach."

Ich schlug ihn auf: „Versteigerung ist die freiwillige oder unfreiwillige Vergantung von beweglichen und unbeweglichen, öffentlich aufgerufenen Gegenständen mit dem Zuschlag des Auktionars zum Höchstgebot." — „Schön," sagte meine Frau, „jetzt gehen wir. In der Löwengrube ist eine ausgeschrieben."

Unterwegs fragte sie mich: „Hast Dir's ordentlich gemerkt?" — „Versteigerung ist — Versteigerung ist die freiwillige oder unfreiwillige Ver — Ver — ich hab das Wort vergessen." — „Dachte mir's. Kehr um und nimm den kleinen Meyer mit." — Ich kehrte um und nahm den kleinen Meyer mit.

Unterwegs trafen wir den langen Meyer, unsern Vetter. „Na, wohin?" fragte er. — „Einen Schreibtischsessel wollen wir einsteigern." „Steigern? Wißt ihr denn Bescheid?" — „Freilich. Eine Versteigerung ist die freiwillige oder unfreiwillige Vergantung beweglicher oder unbeweglicher —" —„Quatsch!" — „Bitte sehr, im kleinen Meyer hier —" — Er wollte sich totlachen. „Aufs Bieten kommt es an und nicht aufs Definieren. Der mit dem Hammer will viel haben. Ihr wollt wenig geben. Andere mehr. Ihr müßt ihnen zuvorkommen oder den Appetit verderben, das ist die Kunst." — „Aber im kleinen Meyer —" — „Der kleine Meyer ist ein theoretisches Lamm, sagt ihm das mit einem schönen Gruß vom langen Meyer, guten Morgen . . . ."

„Das mit dem „Appetit verderben" leuchtet mir ein," sagte meine Frau.— „Aber wie?" sagte ich. — „Laß mich nur machen."

In der Löwengrube wimmelte es. Eine Menge Hausrat stand zum Aufwurf. Ein Sessel stand auf einem Tisch. „Sag ihm," flüsterte meine Frau „daß der zuerst darankommt." — Eine dicke Frau drehte den Kopf herum: „Alles nach der Reihe, erst kommt der Tisch, auf dem der Sessel steht." — „Warum nicht erst der Sessel; der auf dem Tisch steht?" sagte ich hartnäckig.

„Ein Tisch!" brüllte der Mann mit dem Hammer, „fünfzig Mark zum ersten, zum zweiten und zum —"— „Sechzig!" schrie die dicke Frau. — „Siebzig!" rief ein kleiner Mann. — „Achtzig!" schrie die Frau. Und so ging's weiter, bis der Tisch versteigert war.

„Jetzt der Sessel!" rief ich. — „Ein Spiegel, ein schöner Spiegel, ein sehr schöner Spiegel!" brüllte der Hammermann, „hundertfünfzig Mark zum ersten, zum zweiten und zum —" —„Hundertsechzig!" schrie die dicke Frau. — „Hundertsiebzig!" rief der kleine Mann. — „Hundertachtzig!" schrie die Frau. Und so weiter.

Meine Frau hatte einen roten Kopf. „Jetzt aber den Sessel!" rief sie. „Was die nur mit dem Sessel hat!" brummte es hinter uns.

„Ein Kleiderschrank!" brüllte der Versteigerer, „zweihundert Mark zum ersten —" Es wurde schwül. Dann kam eine Kommode an die Reihe. Es wurde schwüler. Schließlich war alles versteigert. Nur der Sessel stand noch in der Ecke. Der Hammermann mußte ihn übersehen haben. „Ich schließe hiermit die Versteigerung", sagte er.

„Und der Sessel!" schrie ich. — „Ach so, der Sessel — na schön — vierzig Mark zum ersten —" — „Nimm ihn," sagte heiser meine Frau. „Ich nehm ihn zu vierzig!" schrie ich aufgeregt. — „Zum ersten, zum zweiten und zum —

„Einundvierzig," sagte die dicke Frau geringschätzig und gähnte. — „Unverschämt!" entfuhr es meiner Frau. — „Was, unverschämt!? ich geb Ihnen gleich unverschämt! Eine solche Unverschämtheit!"

„Einundvierzig zum ersten", brüllte der Hammer gleichmäßig. — „Zweiundvierzig!" rief ich. — „Dreiundvierzig!" schrie meine Frau. — „Vierundvierzig!" schrie ich und schlug mit dem kleinen Meyer aufs Geländer. — „Fünfundvierzig!" schrie meine Frau. — Der Hammer schmunzelte: „So ist's recht, wenn Mann und Frau zusammenhalten."

Die Leute lachten. Jemand schlug mir auf die Schulter: „Ihr treibt ja einander selber in die Höhe — übrigens ein ganz schöner Sessel — fünfzig Mark biete ich." — „Fünfundfünfzig!" rief meine Frau. — „Sechzig!" rief der Herr. — Ich fing zu zittern an. Was hatte der lange Meyer gesagt: Appetitverderben? „Sechzig für den Sessel?" schrie ich, „ist ja Unsinn!"

„Aha," hörte ich es raunen, „die wollen ihn um jeden Preis. Mit dem Sessel ist was los. Historisch oder so was—" „Sollt' mich wundern, wenn der nicht vom Herzog Karl Theodor —" — „Awas, Herzog! da ist ganz was anderes —"

„Sechzig zum ersten, zum zweiten, zum —" — „Siebzig!" rief meine Frau. — „Aber Frau", flüsterte ich. — „Laß mich", zischte sie aufgeregt, „ich muß ihn haben!"

„Hört ihr's," murmelte es hinter mir, „sie m u ß —"

„Siebzig zum ersten, zum zweiten und zum —" —„Achtzig!" schrie meine Frau. — „Zum ersten, zum zweiten und zum —" — „Neunzig!" rief meine Frau.

Gelächter und Gemurmel: „Die sind verrückt —"— „Verrückt? Die wissen ganz genau —"— „Und ich sage Ihnen, Herr Nachbar, mit dem Sessel ist was los." — „Was soll denn mit dem Sessel los sein?" „Was weiß ich — aber hat man nicht schon g'hört, daß unterm Polster oft ein ganzes Bündel Banknoten —"

„Neunzig zum ersten, zum zweiten und zum —"— „Hundert!" schrie jemand. — „Zweihundert!" ein anderer.

Stille. Dann wieder ein Gemurmel: „Hab ich s Ihnen nicht g sagt mit den Banknoten —?"

„Dreihundert!"

Meine Frau war weiß geworden: „Wir können nicht mehr mit, Mann." — „Jetzt grad extra!" rief ich erbost, „dreihundertundfünf!"

„Vierhundert!" — „Fünfhundert!" — „Fünfhundert zum ersten, zum zweiten und zum —" — „Tausend!"

„Ah — aah — hab ich s Ihnen nicht gesagt — wenn man nur wüßt, wie dick daß das Banknotenbündel —" — „Lassen S' mich aus mit die Banknoten — was sind Banknoten heutzutag gegen einen festen Sessel —"

„Tausendzweihundert!" — „Tausendfünfhundert!" — Eine wilde Erregung ging um. Gerüchte schwirrten durch den Saal. Auf siebentausend Mark wurde der Sessel hinaufgetrieben. Langsam zog der Sieger mit ihm ab. Hundert Augen folgten ihm.

„Was wetten wir," sagte jemand, „in fünf Minuten hat er'n aufgeschnitten, und wenn er dann wirklich hunderttausend Mark —" — „Dumm s Zeug, die haben in dem Sessel gar nicht Platz." — „Haben Sie eine Idee! Hunderttausend Mark in Tausendern sind nicht dicker wie mein Daumen, in so einem Sessel hat eine Million Platz, sag' ich Ihnen."

Draußen auf der Straße umklammerte meine Frau meinen Arm: „Denk mal, Mann, eine Million —"

„Beruhigen Sie sich," sagte ein junger Mann, „Sie erlauben, daß ich mich Ihnen vorstelle: Maier, Student der Medizin. Drei Semester hab ich noch. Aber Geld hab ich keines mehr. Da hab ich überflüssiges Erbmobiliar versteigern lassen. Jetzt langt's außer zu den drei Semestern noch zu einem extra im Gebirge. Das verdank ich Ihnen —"

„Mir?"

„Ohne Sie wäre der alte Sessel nicht auf siebentausend Mark gekommen —"

„Aber ich verstehe nicht —"

„Das war's ja gerade. Ich habe einen zweiten — kommen Sie — den schenk' ich Ihnen ..."

Und jetzt steht wieder ein Sessel vor meinem Schreibtisch. Der kleine Meyer blickt zufrieden drauf herab, nur der lange Meyer, der Vetter, ist neidig-mißvergnügt: „Hm, einen Sessel ganz umsonst — ich hab's ja immer gesagt, am billigsten kaufen auf Versteigerungen die, die nichts davon verstehen."

Die herrenlosen Schätze eines Sonderlings.

Amsterdam, Februar 1925.

„Es werden die Erben Peter Taylors, der im Jahre 1778 in der niederländischen Stadt Haarlem gestorben ist, gesucht. Jene Personen, die mit entsprechenden Dokumenten nachweisen können, daß sie direkte Nachkommen Taylors sind, mögen sich beim Bürgermeister der Stadt Haarlem melden."

Als vor fünfzig Jahren dieser Aufruf in allen großen englischen, holländischen und französischen Blättern erschienen war, erhielt der Magistrat von Haarlem ganze Körbe von Zuschriften. Reflektanten, die alle auf das Riesenvermögen Peter Taylors Anspruch erheben zu können glaubten, meldeten sich dutzendweise. Kein Wunder; es handelte sich doch um die Erbschaft eines Mannes, der vor hundertfünfzig Jahren als steinreicher Kaufmann gestorben war und dessen bereits damals bedeutendes Vermögen sich seither vervielfacht hat. Aus England allein erhielt der Bürgermeister 60 Zuschriften, von Familien, die tatsächlich in irgendeinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu dem Erblasser stehen. Auch aus Amerika, namentlich aus Chicago meldeten sich mehrere Reflektanten; eines Tages brachte die Post den Brief einer Witwe aus Australien, die vorgab, eine Enkelin Peter Taylors zu sein.

Der Magistrat von Haarlem als Erschaftsverwalter unterzog die Zuschriften einer genauen Prüfung und gelangte schließlich zu der Ansicht, daß keiner der Reflektanten der Hauptbedingung der letztwilligen Verfügung Peter Taylors entspreche. Wohl rührten die meisten Briefe von Verwandten des Erblassers her, es befand sich jedoch unter ihnen kein einziger d i r e k t e r N a c h k o m m e der G e s c h w i s t e r des Millionärs von Haarlem.

Nachdem der Bürgermeister alle an ihn gerichteten Gesuche abschlägig beschieden hatte, ergriffen zwanzig Reflektanten gegen die Entscheidung den Rekurs. Sie appellierten an den Obersten Gerichtshof in Amsterdam, der dieser Tage in dem aufsehenerregenden Erbschaftsprozeß das Urteil fällte. Der Oberste Gerichtshof bestätigte den Beschluß des Bürgermeisters und wies die Bewerber mit derselben Begründung wie seinerzeit der Magistrat von Haarlem ab. Die Millionen des Peter Taylor, die in einer Amsterdamer Großbank liegen, bleiben also weiter in der Verwaltung der Heimatstadt des Erblassers und dürften, wenn sich in der nächsten Zeit kein Erbe meldet, zum Teil dem holländischen Steueramt, zum Teil der Stadt Haarlem verfallen.

Mit der Entscheidung des Amsterdamer Gerichtshofes gelangte einer der interessantesten Erbschaftsprozesse zum Abschluß. Peter Taylor war zeitlebens ein Sonderling. Vor mehr als zweihundert Jahren hatte er, fast noch ein Kind, England verlassen, um nach Holland überzusiedeln. Er wurde hier einer der geschicktesten und angesehensten Kaufleute der Niederlande. Mit großzügigen Exportgeschäften erwarb er sich ein Riesenvermögen; obgleich Taylor, im Besitz seiner Millionen, allen erdenklichen Luxus sich hätte leisten können, lebte er einfach, galt sogar im Kreise seiner Freunde als ein Geizhals. Als Taylor starb, hinterließ er 2500000 englische Pfund und vier Stahlkassetten, die im Haarlemer Rathaus noch immer ungeöffnet aufbewahrt werden. Was die Stahlkassetten bergen, ist unbekannt; im Sinne einer Klausel des Testaments hätten nämlich die Kassetten bereits im Jahre 1878 vom Erben des Millionärs geöffnet werden sollen. Dieser Termin ist freilich längst vorüber, die Kassetten hüten aber noch immer ihr Geheimnis, da sich der legitime Erbe der Millionen Taylors noch nicht gefunden hat. Außer dem unbekannten Inhalt der Kassetten wird die Nachlassenschaft Peter Taylors auf sieben Millionen Pfund geschätzt.

Das Testament des Sonderlings wurde seinem Wunsche gemäß erst im Jahre 1878 geöffnet. Damals erschien der eingangs erwähnte Aufruf in den großen Blättern des Kontinents. Als Erben des Milionärs, der kinderlos gestorben ist, kämen die direkten Nachkommen seiner drei Geschwister in Betracht. Seit 1878 werden sie nun vom Haarlemer Magistrat ohne Erfolg gesucht. Inzwischen ist aus einem Bruchteil der Zinsen des Riesenvermögens in Haarlem ein herrliches Museum und ein großes, modernes Spital errichtet worden.

Neues vom Krebs.

Einen Krebserreger beim Menschen zu finden hatte die Wissenschaft eigentlich schon aufgegeben, da alle Funde sich als irrtümlich erwiesen. Neuerdings gelang es aber, wie wir in den „Therapeutischen Berichten" der Farbenfabriken vorm. F. Bayer lesen, Blumenthal und seinen Mitarbeitern, Bazillen aus menschlichen Krebsgeschwülsten zu züchten und mit solchen bei Tieren Krebs zu erzeugen. Die gefundenen Bakterien haben große Ähnlichkeit mit dem Erreger des Pflanzenkrebses. Letzterer erzeugt nach Einimpfung in den Kern Tumoren an den Stengeln von Sonnenblumen. Denkbar wäre es allerdings, daß wie bei den Hühnersarkomen, auch den Bakterienstämmen Blumenthals ein unsichtbares „Etwas" anhaftet, das der Träger der Geschwulstbildung ist. Es handelt sich bei Blumenthals Ergebnissen um bösartige Geschwülste, die Tochtergeschwülste bilden und die sich in der gleichen Tierart weiter verpflanzen lassen und geschwürig zerfallen, also biologisch und histologisch den Krebsgeschwülsten gleichen! Die gezüchteten Geschwülste waren bei 2 Stämmen ein Carcinom und stammten von Carcinomfällen, einmal ein Sarkom, das aus einem Oberschenkelsarkom kultiviert wurde. Damit die Geschwulst sich entwickelt, ist der Zusatz von einem Reizmittel und evtl. von Kieselgur nötig; als Nährmaterial wurde Lymphe zugesetzt. Daraus geht nach Blumenthal hervor, daß ein zweiter Faktor außer den Bazillen für die Geschwulsterregung in Betracht kommt.

Nach den Befunden Blumenthals ist zum erstenmal in menschlichen Geschwülsten ein zu neuer Geschwulstbildung anregendes „Etwas", ein Reiz, gefunden und als Parasit erkannt und in Reinkultur gezüchtet worden. Wenn auch keineswegs erwiesen worden ist, daß diese krebserregenden Bakterien die einzige äußere Ursache sind, so hat doch die Entdeckung einer Gruppe von krebserregenden Bakterien große Bedeutung. Die Krebsbekämpfung ist jetzt auf eine neue Grundlage gestellt.

Bunte Chronik

* **Warum hat der Februar nur 28 Tage?** Während das Jahr sich nach der Umlaufszeit der Erde um die Sonne richtet, hängen die Monate von der Umlaufszeit des Mondes um die Erde ab. Diese beiden Umlaufszeiten gehen nicht restlos ineinander auf, es bleibt stets ein Rest. Daher hat man es schließlich aufgegeben, sich so genau nach den Mondumlaufszeiten zu richten und hat das Jahr einfach in zwölf Teile eingeteilt, die abwechselnd 30 und 31 Tage erhielten, da die Mondumlaufszeit etwa 30 Tage und 6 Stunden beträgt. Bei dieser Regelung ergibt sich nun aber am Ende des Jahres ein Überschuß; denn die überzähligen sechs Stunden machen erst jeden vierten Monat einen Tag über 30 aus. Als man dies erkannte, zog man am Ende des Jahres — der letzte Monat des Jahres war nach dem römischen Kalender der Februar — die überzähligen Tage ab. So kam der Februar zu seinen 28 bzw. 29 Tagen. Da die Kalenderreform, die den „kurzen Februar" zur Folge hatte, im 46. Jahre v. Chr. stattfand, blickt dieser heuer auf ein 1971jähriges Bestehen zurück.

*

* **Tödliches Unglück bei einer Skitour.** Aus Kufstein wird gemeldet, daß auf einer längeren Skitour bei Landeck in Tirol der Diplomlandwirt Mangold und seine Gattin, die Inspektorstochter Maria Kischetsrieder und der Kaufmann Jordan von der Firma Steinweiß in Brannenburg von einer großen Lawine verschüttet wurden. Jordan konnte sich retten, die übrigen drei Touristen büßten ihr Leben ein. Während man die beiden weiblichen Leichen bereits geborgen hat, ist man noch auf der Suche nach der Leiche des Mangold.

*

* **Das Abendkleid in der Tasche.** „Taschentuch-Abendkleider" sind die neueste Neuheit, die eine Pariser Modefirma in den Handel bringt. Diese Abendtoiletten sollen nicht etwa wie Taschentücher benutzt werden, sondern sie führen ihren Namen daher, daß sie so zusammengelegt werden können, bis sie nicht größer als Taschentücher aussehen. Die Kleider sind aus dem feinsten und dünnsten Material, meistens aus Crepe Romain oder marokkanischer Seide gefertigt. Diese Stoffe lassen sich nicht zerknittern, und die Falten glätten sich sofort wieder aus, so daß auch ein ganz eng zusammengedrücktes Kleid sofort eine gute Fasson bekommt. Die Einführung dieses „Taschentuch-Abendkleides" ist besonders für Sportsdamen gedacht, die mit möglichst wenig Gepäck auf eine Tour gehen wollen und doch abends im Hotel über eine elegante Toilette verfügen müssen. Die Sportlerin steckt das elegante Abendkleid einfach in die Brusttasche ihres Sportkostüms und kann sich daher ganz unbeschwert den Tag über allen Leibesübungen hingeben.

*

* **Ein neues Rauschmittel?** Zu Opium und Haschisch gesellt sich nun ein neues Rauschmittel, das in Mexiko schon seit uralten Zeiten gebraucht worden sein soll, bisher aber den Weg in die Kulturwelt nicht gefunden hat. Es wird aus einer Kakteenart gewonnen und heißt in Mexiko Peyot. Das Seltsame bei diesem neuen Rauschmittel ist, daß es das Bewußtsein des Menschen nicht ausschaltet. Er tritt eine Bewußtseinsspaltung ein, bei der sich der Mensch völlig klar darüber bleibt, daß das, was er wahrzunehmen glaubt, eine Täuschung ist. Eine zweite Eigentümlichkeit ist, daß der Berauschte sich aus seinem Phantasieerleben heraus zu Handlungen gedrängt fühlt, die er nach dem Vorübergehen des Rausches natürlich genau kennt und — sehr bereut. Dr. Alfred Guttmann hat die Eigenschaften des neuen Rauschmittels eingehend untersucht und in der Frankfurter „Umschau" Näheres darüber mitgeteilt.

*

* **Die unsterbliche Seeschlange.** Seit undenklichen Jahren taucht meist in der stillen Sommerzeit in irgend einer Zeitung die Seeschlange auf und macht dann die Runde im ganzen Lande. Viele wollen diesen unheimlichen Meerbewohner schon gesehen haben, noch mehr haben mit Leuten gesprochen, die sie sahen, und noch niemand hat sich die Mühe genommen, diesen Meerbewohner der bis ins Altertum zurück berüchtigt war, im Bilde festzuhalten. Eigenartigerweise tritt dieses Meertier neuerdings auch im Winter auf. Die „Wide World" veröffentlicht einen Bericht, zu dem folgende Herren ihre Aussagen hergaben: Regierungskommissar der Fidschiinseln, Sir John Maynard Hedstrom und Mr. Ernest Davies, Kaufmann auf den Fidschiinseln. Nach diesen Quellen begegnete der Kutter „Annie" auf seiner Fahrt von Wainunu nach Levuka dieser Seeschlange unter folgenden Umständen: Der Kutter fuhr vom Winde getrieben dahin, als plötzlich der Schreckensruf „Dakuwaga! Dakuwaga!" alles aus seiner Ruhe schreckte. Dakuwaga ist der Name des Seeungeheuers bei den Eingeborenen, in deren religiösen Handlungen dieses Tier eine große Rolle spielt. So wird ihm regelmäßig geopfert, indem Nahrungsmittel u. a. m. ins Meer geworfen werden, um den unbekannten Meerbewohner friedlich zu stimmen. Als der Ruf auf dem Schiff ertönte, machte sich jedermann daran, das Tier zu betrachten. Ein riesiger Rumpf tauchte wenige hundert Meter vor dem Schiffe auf und kam rasch näher. Plötzlich verschwand der aus dem Wasser hervoragende Rumpf in den Fluten. Kurze Zeit darauf verlangsamte der Kutter seinen Lauf und blieb endlich stehen. Das Tier hatte seine Fangarme um das Schiff gelegt, und diese reichten bis auf das Deck des Kutters. Das Tier rieb sich lange Zeit an dem Schiffsrumpfe und löste nach einer Viertelstunde seine Arme wieder von dem Fahrzeug. Wie die beiden Zeugen aussagen, besaß das Tier einen Schädel wie ein Hai, und der Schwanz hatte Ähnlichkeit mit demjenigen eines Wals. Nachdem es das Schiff noch eine Weile betrachtet hatte, verschwand es in den Fluten. Der Kapitän, ein Eingeborener, murmelte Beschwörungsformeln und opferte sofort ein großes Stück „Kava", das er zur Abhaltung des Störenfrieds über Bord werfen ließ. So weit erzählen uns diese Zeugen. — Auch das englische Blatt scheint nicht ganz von der Existenz dieser Seeschlange überzeugt zu sein, wenigstens fordert es die englischen Berufsfischer auf, einen Rekord aufzustellen, indem sie einen Fischfang bei den Fidschiinseln durchführen und dabei die Seeschlange für ein britisches Museum als Beute mitbringen sollten.

*

* **Was manchmal so alles zusammenkommt!** Bei Calano in Oberitalien fuhr eine Lokomotive in einen Gepäckwagen, der eine reisende (und reißende) Menagerie beherbergte. Die meisten Tiere liefen einige Stunden in der Gegend umher, bis sie eingefangen wurden; drei Bären aber begaben sich in die Stadt, allwo gerade Markt war. Natürlich lief alles entsetzt auseinander, die Bären aber machten einen Spaziergang zwischen den Marktbuden, verzehrten dies und jenes, ohne zu bezahlen, und ließen sich schließlich wieder einfangen, nachdem sie eingesehen hatten, daß sie sich ohne die Menschen nicht wohl fühlen würden. In dem Tageblatt von Calano aber standen begeisterte Berichte über die gefährliche Jagd auf die Bären und den Löwenmut der Sieger. So sind die Menschen: sie wissen, daß die Bären das Pressegesetz nicht kennen und keine Berichtigung verlangen werden.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.